

Gaudenz Freudenberger findet

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 47

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Nutzungsbedingungen

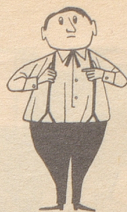
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Es wäre an der Zeit

Kennen Sie Hans Bötticher? Kaum. Aber Joachim Ringelnatz, den Mariner, Kabarettisten und Poeten? Sowieso. Beide steckten des öftern und dann bald wieder in Finanznöten. Es kam auf das gleiche heraus. Denn Ringelnatz war das Pseudonym für Bötticher. Und so kam Bötticher eines Abends spät zum Arzt. «Lieber Mann», sagte der Mediziner nach dem Untersuchen, «es war höchste Zeit, daß Sie gekommen sind.» Ringelnatz staunte wie nur Matrosen vor leeren Flaschen staunen können. Dann gab er teilnahmsvoll zurück: «Armer Herr Doktor, ich wußte wirklich nicht, daß Ihre Praxis so schlecht geht.»

Weil man sich beim Nebelspalten vor Uebertreibungen hüten soll, möchte ich nicht behaupten, es sei für das, was ich im folgenden erwähne, ebenfalls höchste Zeit. Aber es wäre an der Zeit.

Hochkonjunktur und Geistesarbeiter

Es ging hoch her. Der Spunten flog vom Fasse. Es wurde gezecht und gelacht, gesungen und pokuliert. Die Becher kreisten und die Fröhlichkeit machte die Runde. Die graue Wirklichkeit mit Wohnungsnot, Budensuchen, hohen Zimmerpreisen, teuren Fachbüchern, magerem Portemonnaie, schmalem Eßtisch, nie-enden-wollenden Vorlesungen, strapaziösem Studium, giftigen Examen, die graue Wirklichkeit war vergessen. Für einen Abend lang. Es war fidel. Fast so, als gäbe es noch Studenten, die nicht nur singen, sondern auch glauben dürften: «Wir sind die Könige der Welt ...»

In der nämlichen Schweizer Beiz saßen fünf Bürger der ehrenwerten Stadt. Keineswegs Spießbürger. Aber solche, die es mit dem Leben ungemein ernst nehmen. Denn sie wissen, woher das Geld kommt, wie sauer man es verdient und wie überlegt man es ausgeben sollte. Obwohl ich die nämlichen Bürger auch schon Geld verklöpfen und verdummen sah, daß ich den Glauben an das Sauer-Verdienthaben verlor. Die Kosten einer Studentenkneipe waren im Vergleich damit ein Pappentiel. Aber das Festen arrivierter Bürger ist eben etwas anderes als «diese Studenten, die ihrer Lebtag noch nichts gearbeitet haben, die nur saufen und des Vaters Geld vertun.»

In diesem Ton knurrten meine Schnäuze. Und selbstverständlich fehlte auch der Vers von den «volksfremden Hochschülern» nicht. Bis es mir zu bunt wurde und ich meinen soliden Bürgern nach der Vorfrage, wie viel Geld und Wein sie auf ihrer letzten Moselfahrt vertilgt hätten, folgendes in Erinnerung rief:

Volksfremd ... erinnert ihr euch noch an Humlikon? Wer hat seine Frei- und Ferienzeit, seine Arbeitskraft in den Dienst von Humlikon gestellt? Wer hat in der Landwirtschaft, im Haushalt, in Büros der Gemeinde sehr volkstümliche Dienste geleistet? Wer rief spontan zu diesem Arbeitseinsatz auf? Die Studentenschaft der Universität Zürich und der Verband Studierender an der ETH. Und sie folgten diesem Aufruf, die «volksfremden» Studenten und Studentinnen. Während andere ... – Meint ihr nicht auch, es wäre an der Zeit, unser Vorurteil über die Studenten an den rostigen Nagel zu hängen? Nur Böswillige hausieren immer noch mit dem wurmstichigen Spruch vom Studenten à la Heidelberger Faß und vom Hochschüler der Bierromantik und ewigen Bummelzeit. Und für den Fall, daß ihr noch drei Minuten vorig habt für das Thema «Hochkonjunktur und Geistesarbeiter in der

Schweiz», möchte ich euch, meinen lieben Landsleuten, die ihr einträglicheren als akademischen Berufen nachgeht, einen Ausschnitt aus den «Basler Nachrichten» vorlesen. Weil er von in Basel Gehörtem und Gesprochenem berichtet, dürfen wir Zürcher den Text in aller Unschuld (– wo käme so etwas bei uns vor! –) uns zu Gemüte führen. Er lautet:

Dort, wo sich die Hochkonjunktur in ihrer ganzen Fülle entfaltet, wird das Wort aus dem Matthäus-Evangelium «Der Geist ist willig, das Fleisch aber ist schwach» in sein Gegenteil verkehrt: Die Zivilisation wird stark im Fleisch, aber träge und wenig willig gegenüber dem Geiste. Ein Berufskollege des Schreibenden belauschte kürzlich auf der Plattform des Trams ein Gespräch zwischen zwei jungen Leuten. Die beiden unterhielten sich über einen Dritten, einen offenbar begabten jungen Mann, dessen Einkommensverhältnisse aber bescheiden geblieben seien. «Was wotsch», schloß der eine achselzuckend seine Feststellung, «dä isch halt e reine Geischtetesarbeiter – dä dumm Siech.» Gegenüber einem derart plastischen Urteil sind Stipendien, Gratiskurse und Gratislehrmittel offensichtlich machtlos. – Wir sind zu stark im Fleisch geworden.

«s isch Zyt, mini Härre, Polizeistund!» mahnte der Beizer. «Ja, aber nöd nu zum Heigah, au zu anderem!» fügte der Freudenberger hinzu und griff zum Hut.

Die Urangst

Die Urangst ist nicht auszutreiben und überkommt uns dann und wann; sie zwingt uns, objektiv zu bleiben, weil man sie nicht verleugnen kann.

Sucht man sie trotzdem zu negieren, bleibt sie doch ständig existent, selbst wenn wir scheinbar sie verlieren, als etwas, das ein jeder kennt.

Wir glauben, über ihr zu stehen und gegen sie immun zu sein; sie läßt auch das mit sich geschehen, da sie uns packt im vornherein.

Sie zeigt sich uns in vielen Formen, sogar bisweilen ridikul: vom leeren Wahn bis zum abnormen totalen Untergangsgefühl.

Uns wird nichts andres übrigbleiben, als zu erkennen dann und wann, daß man die Urangst nicht vertreiben, bloß höchstensfalls verdrängen kann.

Die Urangst aber angesichts des Lebens heißt: der Tod – sonst nichts.

Fridolin Tschudi
